

Gernot Wolfram
Der Fremdländer

Gernot Wolfram
Der Fremdländer
Erzählungen

Deutsche Verlags-Anstalt
München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2003 Deutsche Verlags-Anstalt, München

Alle Rechte vorbehalten

Satz: EDV-Fotosatz Huber / Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindearbeit: Clausen & Bosse, Leck

Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei gebleichtem,
alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Printed in Germany

ISBN 3-421-05759-1

Für Angelika und Uwe Wolfram

*... was er empfunden hatte, würde er immer wieder
von neuem erleben müssen, um es wieder zu wissen,
aber was er gesehen hatte, war geblieben –*

CEES NOOTEBOOM

Inhalt

Am Radio	11
Prager Massage	20
Almudenas Geschichte	40
Die potentielle Gefahr	56
Der Fremdländer	66
Die Strafe	82
Dörflicher Vorfall	107
Musik	110
Zweimal Ratlosigkeit	119
Das Abendbrot	130
Die Fresken	132
Ein zorniges Gesicht	150

Am Radio

Herr L. ist ein schriftstellernder Exilchinese. Dabei ist ihm die Bezeichnung *Exilchinese* gleichgültig. Selbst wenn morgen aus China ein amerikanischer Bundesstaat würde und man mit dem Verkauf von freien Büchern auf dem freien Markt eine Menge Geld verdienen könnte, würde er nicht zurück in sein Heimatland gehen. Er würde in der engen, leicht ansteigenden Straße mit den im Sommer nach Seegras duftenden Bäumen wohnen bleiben (den Seegrasduft in den Bäumen Berlins hat er, wie er nicht ohne Stolz sagt, zweifelsohne als einer der Ersten entdeckt). Er würde weiterhin seine zwei Zimmer penibel sauber halten, morgens, vor Arbeitsbeginn, die Tasten seines tragbaren Computers mit einem Pinsel von Staubflusen befreien und von Zeit zu Zeit – zum Beispiel, wenn einmal im Monat die schon vor Jahren in London abonnierte Exilzeitung mit dem Geldscheck des Bruders eintrifft – einen längeren Blick auf das Plakat im Wohnzimmer werfen, das eine ihm vertraute Häuserzeile in Peking zeigt.

In einem dieser Häuser mit den schiefen Balustraden wurde er 1927 geboren; dort ist seine jüngere Schwester, eine Jungkommunistin, in den vierziger Jahren an einer diffusen Krankheit gestorben, und dort hat man ohne langes Zögern seinen Vater abgeholt, als irgendjemand meldete, der Vater habe während einer Abstimmung absichtlich zum falschen Zeitpunkt die Hand gehoben.

Dort hat er auch das letzte Mal, vor der Konfiszierung der Wohnung, seine Wörterbücher gesehen. L. sagt des Öfteren, er habe sie damals wie eine Kostbarkeit gehütet. Sie waren sein Rüstzeug bei der Vorbereitung für das Treffen des Großen Vorsitzenden mit einer ostdeutschen Delegation im Oktober 1954.

Da hatte er, von den Genossen wegen seiner Körpergröße und Schüchternheit *Kleiner L.* gerufen, in einem langen, sauberen Saal die lapidaren Gespräche der Ostberliner Delegation übersetzt. Von der Pekinger Universität war er dem Außenministerium als glänzender Deutschkenner empfohlen worden.

Einmal während des Treffens stockte L., der sonst mühelos vorankam, einen Moment, weil er nach der richtigen Entsprechung für das Wort *unbestimmt* suchte. Der Mächtige mit der breiten Stirn sah ihn kurz an, die Zigarette langsam zwischen den dicken Fingern drehend. Als L. bemerkte, dass der Mächtige ihm direkt in die Augen sah, brachte er nur noch in einem Ausruf des Staunens und der Ehrfurcht die Worte hervor: *Großer Vorsitzender, großer Vorsitzender!*

Das war das einzige Mal, dass er als Übersetzer in so hoher Mission tätig war. In dem Büro im Außenministerium, das ihn vermittelt hatte, wurden kurz nach dem Treffen Abtrünnige vermutet. Vorsichtshalber setzte man den Kleinen L. gleich mit unter Verdacht. So begann sein Exilweg, der ihn wie einen vom Wind zur Seite geworfenen Vogel über England und Frankreich nach Deutschland führte.

Bis vor kurzem pflegte L. die Angewohnheit, nachts Radio zu hören. Es lässt sich mit Fug und Recht behaup-

ten, solange der Beschwerdebrief noch nicht da war, war das seine Lieblingsbeschäftigung.

Er hörte keinen bestimmten Sender, sondern, und darin lag sein besonderer Ehrgeiz, er suchte mit seinem Weltempfänger nach den entlegensten Programmen.

Das Radio stand auf seinem Nachttisch. Ein altes russisches Modell mit Drehknöpfen, die einmal silbern gewesen sein mussten. Nun trat wie ein feiner bröckelnder Lack ein schwarzer Ton hervor. Hinter dem Sichtglas bewegte sich der Sucher, ein grüner Plastikzeiger, der wie durch Sand zu gleiten schien, wenn man am Suchknopf drehte.

L. setzte sich gegen neun Uhr aufs Bett, hörte einige Minuten die Nachrichten im Deutschlandfunk und begann dann zu suchen. In dem Heft, das in der Nachttischschublade lag, hatte er sich wie in einem akustischen Herbarium die Frequenzen der bereits aufgestöberten Sender notiert. Schwedische, finnische, polnische, griechische, rätomanische Sender waren seine Lieblinge aus der Anfangszeit. Später kamen die Stimmen der baltischen Radiostationen dazu, ein bretonischer Folklorekanal, eine spanische Nachrichtenstation, eine ungarische Ökonomiebasis.

Manchmal wechselte er schnell von einem zum anderen Sender, weil ihm die Vorstellung gefiel, dass er in so kurzer Zeit ganze Kulturkreise durchqueren und nur durch die Kraft seines Zuhörens verbinden konnte.

Der Radiohörende, glaubte er, obgleich er zweifellos ein Reisender ist, darf sich nicht bewegen. Er darf, wenn er es mit seiner Beschäftigung ernst meint, nichts anderes tun als still dasitzen, sich konzentrieren und wach

sein. Er muss sich gegen alles wenden, was ihn stören könnte. Die Fenster müssen geschlossen sein, kein Wasserhahn darf tropfen, das Telefon muss für einige Stunden ausgesteckt werden. L. war überzeugt, dass eine wirkliche Passion, auch wenn sie alltäglich ist und im Grunde nichts bedeutet, die Notwendigkeiten des religiösen Rituals enthalten müsse.

Besonders aufschlussreich fand er bei seinen Radioexpeditionen das Musikprogramm eines korsischen Senders, das ihm schon nicht mehr zu Europa zu gehören schien. Vielmehr berührte es mit seinen Klagen und wehmütigen Klängen bereits die Wüste und afrikanisches Land. Er wusste zwar nicht, wie afrikanische Musik klang, obgleich er Realist genug war, sich sicher zu sein, dass man beispielsweise in Nairobi die Bee Gees besser kannte als die Tanzrhythmen der alten Kriegsstämme, aber er war überzeugt, die Ingredienzien der Musik Afrikas als Ahnung in sich zu tragen.

Überhaupt – Afrika!

Über den Kontinent hatte er in seiner Jugend mindestens genauso viel gelesen wie über Deutschland. Das Land und der Kontinent erschienen ihm in ihrer Gegensätzlichkeit auf merkwürdige Weise vertraut und unheimlich zugleich.

Wenn ihn auch sonst kein Sender außerhalb Europas interessierte – er hatte das Gefühl, der Schritt seiner allabendlichen Suche über den Kontinent hinaus locke ihn in einen Kosmos der Stimmen, der ihn aufsaugte und seiner Konzentration ein jähes Ende bereite –, bei Afrika machte er eine Ausnahme. Genau genommen war es sein heimlicher Vorsatz, einen afrikanischen Sender zu finden, der so unbekannt war und von so

fernher sendete, dass er wirkliche Schätze in den Äther schickte.

L. glaubte, dass es in Afrika ein Radioprogramm geben müsse, das ähnlich wie ein Archiv funktionierte, in dem noch niemand aufgestöbert hatte, welche Genüsse es für den Geist bereithält. Er dachte an Rhythmen und Stimmen, die sich in ihrer Fremdartigkeit wie wertvolle Intarsien ins Gehör legten.

L. schätzte eine gewisse Gründlichkeit in allem, was er tat. Und er hielt es eben für eine Frage der gründlichen Suche, ob sich dieser erträumte Sender finden ließ oder nicht.

Radio Africa, Radio Zaire, Radio Uganda, Radio Kapstadt, alle möglichen Optionen gingen ihm durch den Kopf. Er hatte allerdings von der Funklandschaft des riesigen Kontinents keinerlei Ahnung.

Einmal, zu seinem siebzigsten Geburtstag, hatte ihm sein Bruder aus London ein englisches Buch geschickt, in dem Frequenzadressen der wichtigsten Sender auf den jeweiligen Kontinenten vermerkt waren.

Das war ein schrecklicher Moment, als L. dieses Geschenk auspackte.

Wie hatte der Bruder, der sonst ein einfühlsamer Mensch war, so wenig von seiner Passion begreifen können! Es war furchtbar. Die halbe Nacht hatte er sich im Bett von einer Seite auf die andere gedreht und sich die Frage gestellt, ob es möglich sei, dass in dem Buch der gesuchte Sender vermerkt stehe (womöglich noch mit genauer Programmbeschreibung). Schließlich kam er zu dem Ergebnis, dass es besser war, das Buch gar nicht erst aufzuschlagen und irgendwo im Regal zu verstauen. L. verachtete Publikationen dieser Art. Sie waren keine

Erleichterung des Lebens, sondern nichts weiter als Beiträge zu seiner völligen Entzauberung.

Eines Abends, als er schon langsam müde wurde, entdeckte er etwas weitaus Exotischeres, als er gesucht hatte – eine Radiosendung aus Kairo, die immer mittwochs um dreiundzwanzig Uhr begann und eine Dreiviertelstunde lang Ausschnitte aus der Peking-Oper brachte. Das kam einem Wunder gleich! Irgendwo in Kairo musste es einen chinesischen Redakteur geben, der für chinesische Hörer (wie viele Chinesen gab es in Kairo?) ein Programm zusammenstellte. Konnte es sein, dass viele Ägypter ein großes Interesse an der Kultur des fernen Riesenlandes hatten, so dass sich der Sender entschloss, dieses Interesse, zumindest atmosphärisch, zu befriedigen? Wie auch immer, L. hörte dieses Programm nun mehrere Wochen pünktlich mittwochnachts, und er fühlte in sich einen eigentümlichen Stolz aufsteigen, dass er bei dieser Frequenz angekommen war.

Afrika und China kreuzten sich hier mit knisternden Meridianen auf der spiegelglatten Fläche seines Nachttisches. Das war immer noch erstaunlich. Auch wenn das Radio als technische Erfindung zu den sterbenden Dingen der Epoche gehörte, wie L. glaubte, zu den schnell veraltenden Wundern des technischen Zeitalters.

Dann kam der Beschwerdebrief.

Der Vermieter teilte ihm mit, es gebe Klagen, weil die Radioklänge nachts bis in die Tiefen der Nachbarwohnungen drängen. Und L. stellte sich vor, wie das Surren und Schwirren der Stimmen, überhaupt das ganze rauschende Knistern während der Sendersuche hartnäckig durch die Wände ging. Als ob die Geräusche sich ent-

sprechend ihrer Herkunft Platz zu verschaffen versuchten.

Schließlich klingelte es an der Tür von L. Er öffnete, und draußen stand der Nachbar, ein dicklicher Mann mit Hornbrille, der schwerfällig atmete. Seine Haut glänzte wie frisch eingecremt.

Er sei neu eingezogen, sagte er, und habe die Beschwerde geschrieben.

Nun ja, und nun tue es ihm leid, weil er doch hätte persönlich Bescheid sagen können. Was sei jetzt zu tun? Vielleicht ein gemeinsamer Tee?

L. bat den Mann, der sich als Sanddorn vorgestellt hatte (»wie der Beerenstrauch, ja!«), herein und sah, dass der Nachbar auf gewisse Weise neugierig war. Er setzte sich im Wohnzimmer auf die Couch und lächelte vor sich hin.

»Sind Sie Kommunist?«

»Warum?«

Der Mann wies auf die Fotografie des Großen Vorsitzenden, die geradezu versteckt in einem Rahmen auf dem Bücherbord stand.

»Ich war Übersetzer im Außenministerium.«

»Interessant, interessant.«

»Und Sie?«

»Steuerprüfer. Nichts Besonderes. Ich bin hierher gezogen wegen der Ruhe. Es ist eine stille Straße und ein stilles Haus, alles in allem.«

»Ja. Alles in allem ist es hier ruhig.«

Herr L. brachte den Tee und stellte ihn auf den Tisch.

Er bemerkte, dass die Tür zum Schlafzimmer offen stand und man von der Couch aus genau auf das Radio sehen konnte. Sanddorn lächelte verlegen.

»Da drüben ist der Apparat, ja?«

»Ja, das ist mein Radio.«

»Wissen Sie, ich bin gar nicht so lärmempfindlich. Aber alles, was nicht über UKW läuft, macht mich krank. Die Sender haben dann so ein Brummen, das einem den Kopf sprengt.«

L. setzte sich in den Sessel und nickte ihm zu.

»Das ist aber auch das Außergewöhnliche«, sagte er leise.

»Richtig. Nur wenn man nebenan wohnt.«

»Selbstverständlich. Ich werde zu anderen Tageszeiten das Radio anstellen und die Lautstärke so niedrig wie möglich halten.«

Sanddorn schüttelte den Kopf.

»Nein, nein, das ist mir ganz unangenehm. Ich spüre ja, dass es eine große Einschränkung für Sie bedeutet. Nur – die Stille, verstehen Sie, deswegen bin ich ja ...«

»Ich verstehe Sie, Herr Sanddorn. Ich verstehe Sie.«

»Gut.«

Sanddorn stand auf und zog sich die Jacke zurecht. Dann trat er vor das Bücherregal und ließ den Blick über die Bücherrücken wandern.

L. stellte sich dicht neben ihn, um zu zeigen, dass ihm seine Neugierde nicht gefiel. Aber es half nichts. Sanddorn zeigte sich an Büchern interessiert, und dagegen ließ sich nichts einwenden.

»Ah, da haben Sie ja etwas Besonderes!«

Sanddorn zog das Buch mit den Frequenzadressen hervor, das der Bruder aus London geschickt hatte.

»Ja, etwas Besonderes. Dürfte ich das Buch wieder zurückstellen, Herr Sanddorn?«

»Selbstverständlich. Ich wollte nur mal einen Blick darauf werfen.«

Sanddorn nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Handinnenfläche über das Gesicht.

»Ich lese auch gern, wissen Sie, und Radiotechnik finde ich allemal interessanter als Radiohören. Was halten Sie eigentlich von Kopfhörern?«

Sanddorn schob nun seine Hand in die von Herrn L.

»Leider nichts, weil sie einem den Kopf verstöpseln.«

»Gut. Dann werde ich jetzt aufbrechen.«

»Ja.«

Als er die Tür geschlossen hatte, ging L. in die Küche und sah in den Hof, wo sich ein schmaler Sandplatz befand, auf dem in der Dämmerung einige Kinder herumliefen. Unwillkürlich fiel ihm ein, wie man ihn vor Zeiten *Kleiner L.* gerufen hatte.

Er trank Tee, ging ins Schlafzimmer und setzte sich vor das Radio, ohne es zu berühren.

Es ist natürlich ganz unwahrscheinlich, sagte er sich, dass sich über die Erfahrung, nachts kein Radio mehr zu hören, ernsthaft schreiben lässt. Er wollte es aber versuchen. Er plante, darüber zu schreiben, wie es ist, auf Vertrautes verzichten zu müssen.

Als das Digitalfeld seines Nachtweckers dreiundzwanzig Uhr anzeigte, hielt er es allerdings – angesichts der Manuskriptseiten, die sich auf seinem Schreibtisch stapelten – für klüger, das Buch, das sein Bruder aus London geschickt hatte, einmal ohne Scheu aufzuschlagen, ganz so, als ob sich hinter den Frequenzadressen bereits Radioklänge verbergen würden.

Prager Massage

Der Anblick der Männer, die in billig nachgeschneiderten Gardeuniformen vor der Prager Teynkirche laut rufend auf- und abwanderten und an Touristen Karten für Mozarts schlecht gespieltes Requiem in der Smetana Hall verkauften, beeindruckte Martha. Einerseits war sie davon überzeugt, eine solche lächerliche Kostümierung sei ein Zeichen von schleichendem Geschmacksverfall, andererseits hatte sie mitten unter diesen Herumschreibern Saul entdeckt und schleunigst aus seiner Uniform befreit.

Alles hatte sich in diesem Frühjahr so gefügt, wie sie es sich gewünscht hatte: sie hatte eine schöne, im vierten Stock gelegene Dreizimmerwohnung in der Nähe des Rudolfinums gefunden. Die Einrichtung der Zimmer war ihr leicht gefallen: eines als ihren privaten Wohnraum, die anderen zwei als Behandlungsräume. In der Mitte der Wohnung lag eine breite Diele, in die sie den weißen Empfangstisch stellte. Sie hatte unten an der Hauswand ein Plexiglasschild angebracht, auf dem, für alle sichtbar, ihr Massagesalon mit dem dunkelblauen Schriftzug »Martha« verzeichnet stand.

Die Abwerbung Sauls erschien ihr immer noch wie ein Wunder, obgleich in sein Gesicht wie ein kleines freches Zittern eine gewisse Unberechenbarkeit geschrieben stand. Saul, dessen Haar ihm in dichten, wolligen Strähnen nach dem Vorbild eines jamaikanischen Musikers in die Stirn fiel, war erst seit einem halben Jahr in

der Stadt. Er hatte sich, wie sie in täglichen ausführlichen Schilderungen erfuhr, mit seinen Eltern in Belgien zerstritten, da seine Eltern einfach unmögliche Eltern seien, wie er gern sagte, zumal sie mit Leidenschaft die koloniale Vergangenheit des Landes verteidigten. Das hing wiederum damit zusammen, dass der Großvater im Kongo bei der belgischen Armee eine große Gestalt gewesen war. Und seine Eltern erzählten jedem, dass Saul etwas von der Statur und der soldatischen Energie des Großvaters geerbt habe, was er, verglich er sich mit den Fotografien des Militärs mit dem bürstenartigen Haarschnitt, als Zumutung empfand. So hatte er ursprünglich den Plan verfolgt, nach Afrika zu reisen, um dort den Spuren des Freiheitskämpfers Lumumba zu folgen, den er grenzenlos verehrte und über den er seine Diplomarbeit schreiben wollte. Nach einigen Nächten in Paris war ihm das Geld ausgegangen, und er war mit einer Tschechin nach Prag gekommen. Die hatte ihn innerhalb von vier Tagen wieder auf die Straße gesetzt, weil er so eigenartige Dinge im Kopf habe. Eine Begründung, die er nicht genauer erklärte. Auf seinen Spaziergängen durch Prag war Saul aufgefallen, dass sich unter den kostümierten Kartenverkäufern viele Afrikaner befanden. Er hatte das als ein Zeichen des Schicksals angesehen.

Martha wusste noch genau, wie sie ihn angesprochen hatte. Es war ein kühler Morgen mit einem grauen weiten Himmel. Sie trug ihre grüne Regenjacke und hielt ihr kleines Notizbuch in der Hand. Sie hatte Saul beobachtet, wie er aufmerksam hin- und herlief, ohne innerlich beim Anpreisen der Konzerte wirklich beteiligt zu sein. In der Bewegung seiner Hände beim Dre-

hen des Kartenstapels meinte sie eine Mischung aus Vorsicht und Entschlossenheit zu entdecken, die ihr gerade recht war. Sie ging auf ihn zu, räusperte sich und versuchte ihm auf Englisch die Möglichkeiten seiner zukünftigen Beschäftigung auseinander zu setzen. Er sei ein Neuling, hatte sie gesagt. Aber wenn man in diesen Zeiten ein Geschäft gründe, müsse man eben neue, ungewöhnliche Wege gehen.

Während sie auf ihn einredete, hatte sie den Eindruck, er schaue die ganze Zeit auf ihr linkes Ohr. Es machte sie nervös, dass sie plötzlich ausgerechnet an dieser Stelle ein leichtes Jucken verspürte. Das Englischsprechen, stellte sich heraus, war völlig überflüssig. Saul, der eine Zeit lang in Berlin studiert hatte, sprach sowohl ein bisschen Deutsch wie auch Tschechisch, was Martha, die auf das eigene, mühsam erlernte Tschechisch stolz war, sofort imponierte. Er wog seinen Kopf hin und her, zuckte mit den Schultern, bog den Stapel mit den Mozartkarten und lächelte sie an.

Wahrscheinlich war er im ersten Moment der Meinung, eine der Verrückten, die dieser Platz anzog, hatte sich ihn für einen Disput ausgesucht. Um solchen Vermutungen vorzubeugen und ihm die Entscheidung zu erleichtern, schlug sie ihm einen Vorschuss vor, der offenbar so günstig ausfiel, dass Saul keinen Zweifel daran ließ, die Zukunft wende sich ihm mit einer plötzlichen Verbeugung zu. Er entledigte sich seiner albernen Uniform und trug nun weiße Hosen und Hemden, die ihm, wie Martha fand, ausgezeichnet standen.

Saul hatte sich in der ersten Woche schwer getan, ihre Handgriffe, die kräftig ausgeführten Wendungen sowie die zarten Klatsch- und Reibebewegungen, nachzuvoll-

ziehen. Er hatte Mühe, die Rücken- und Lendenwirbeltricks zu begreifen, die entscheidenden Handgriffe, wie sie ihm sagte, und in der Folge anzuwenden. Aber schließlich fand er den Dreh heraus. Er ging durch die Wohnung, die nur noch die Praxis genannt wurde, mit der Selbstverständlichkeit eines Menschen, der noch nie etwas anderes getan hatte, als Leute auf eine Liege zu bitten, sie zu kneten und zu salben, bis sich in ihnen etwas löste, was Martha ihm mit den Worten erklärte: »Das ist die reine Dankbarkeit.«

Saul stand nun täglich zwischen neun und siebzehn Uhr in seinem Massagezimmer (dem einzigen, dessen Blick auf das prächtige Dach des Rudolfinums ging), massierte die Kunden und redete dabei in seinem verqueren Gemisch aus Tschechisch und Englisch auf sie ein, erzählte über den Kongo, seine Eltern und über sein Leben als Student in Berlin. Martha war zufrieden. Sie mochte es, ihn in ihrer Nähe zu wissen, und insgeheim hoffte sie, nach und nach mehr von seinem Leben zu erfahren. Manchmal lächelte er sie mit kindlicher Freude, manchmal mit höflicher Ausdruckslosigkeit an. Sie war unschlüssig, ob sich hinter dieser Freundlichkeit nicht noch etwas Gefährliches verbarg, eine unerledigte Vergangenheit oder vielleicht sogar Abneigungen gegen die Arbeit in der Praxis.

Kürzlich war die Tür zu seinem Zimmer einen Spalt offen geblieben, und sie hatte gehört, wie er die Namen von Professoren aufsagte, die ihn an der Universität in Berlin gelobt hatten. Er nannte auch jene, bei denen er Ärger ausgelöst hatte. Martha stellte sich dicht neben die Tür und hörte zu, wie er der Frau auf der Liege die Geschichte seines Rauswurfs aus einem Seminar erzähl-



Gernot Wolfram

Der Fremdländer

Erzählungen

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 160 Seiten,
12,5 x 20,5 cm

ISBN: 978-3-421-05759-4

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2003

»Er hatte das eigenartige Gefühl, etwas Richtiges sei geschehen.«

Täuschungen, kleine Irritationen widerfahren den Menschen in diesen Geschichten. Sie erzählen von der Schönheit und der Schmerzlichkeit des wahrhaft Unerwarteten.

Gernot Wolframs Geschichten berichten von Menschen, die plötzlich in eine Situation des Zweifels geraten. Mit einem Mal werden ihre Überzeugungen brüchig, stimmen nicht mehr, verändern sich. Zum Beispiel geht es um einen Journalisten, der glaubt einem Verbrechen auf der Spur zu sein, dann, weil er das falsche Foto schießt, selbst unter Verdacht gerät. Eine Gruppe israelischer Restauratoren stößt in einer Villa in der Ukraine auf die Fresken des ermordeten Dichters Bruno Schulz. Ein Exilchinese in Berlin verliert sich allabendlich im Kosmos entlegener Radiosender, bis ihm ein Beschwerdebrief die Fäden aus der Hand nimmt. Gernot Wolfram besticht durch seine komprimierte Schreibweise, durch die feine psychologische Ausarbeitung seiner Charaktere, die nicht zuviel verrät, und durch seine Fähigkeit, Atmosphären entstehen zu lassen.